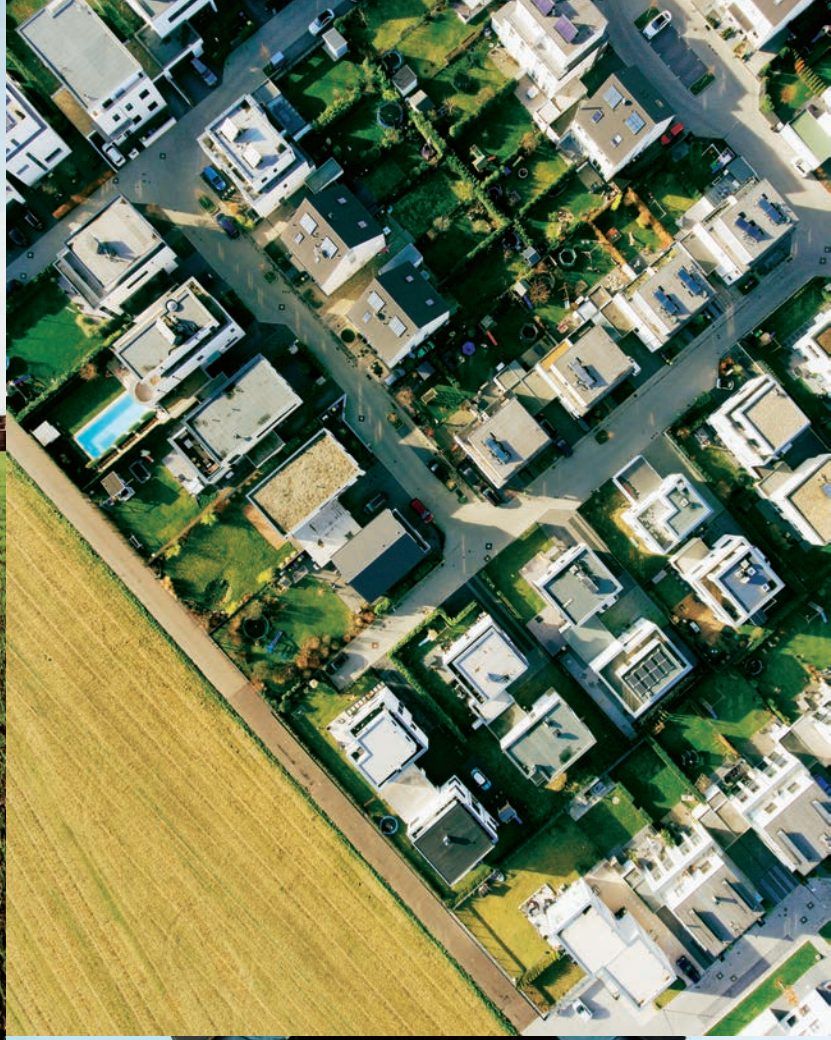
DIE ALTEN UND DIE NEUEN

Text
JULIA FRIEDRICHS und FABIENNE HURST

Fotos
JULIA SELLMANN

In Widdersdorf am Rand von Köln hat sich die Zahl der Bewohner innerhalb kurzer Zeit verdoppelt – vor allem durch ein Neubaugebiet. Dort kann man sehen, worin die eigentliche Spaltung der deutschen Gesellschaft liegt

Das Neubaugebiet von Widdersdorf –
mit dem typischen Aussehen der heutigen
Neubaugebiete Deutschlands.



D

Der Mann im Garten lächelt gequält. In seinem Teich schwimmen Koi-Karpfen, die Hortensienblüten biegen sich im Wind, der Walnussbaum trägt im August 2018 so viele Früchte wie noch nie. Axel Jenniges ist 59, seit gut dreißig Jahren wohnt er hier, mehr als sein halbes Leben. »Ja, früher war es schön hier«, sagt er und legt die Stirn in Falten. »Heute haben wir Nachbarschaft.« Er spricht es aus wie eine Krankheit.

7000 neue Nachbarn hat der Mann mit dem silbergrauen Haar und der sanften Stimme bekommen, in weniger als zehn Jahren hat sich sein Dorf mehr als verdoppelt. Widdersdorf, ein Stadtteil am Rand von Köln, spaltet sich seitdem in zwei Teile. Da ist das alte Dorf aus Backsteinfassaden und Sechzigerjahre-Bauten, erstmals erwähnt im Jahr 1109. Auf der anderen Seite der neue Teil, fast tausend Jahre nach dem mittelalterlichen Dorf erschaffen, das größte private Neubaugebiet Deutschlands. Hier reihen sich vor allem würfelförmige Häuser aus Stahl, Glas und Beton aneinander.

Widdersdorf könnte überall sein in Deutschland. Überall da, wo an den Stadträndern in kurzer Zeit Retortendörfer aufploppen und Hunderttausende neue Zuhause entstehen. Aber entsteht auch eine neue Heimat?

Wie unter einer Lupe lässt sich in Widdersdorf beobachten, was passiert, wenn Menschen ihre Heimat bedroht sehen. Wie sich Vorurteile festsetzen und Ängste entstehen, weil sich die Umgebung radikal verändert. Meinungsforscher des Instituts für Demoskopie Allensbach haben im vergangenen Jahr Menschen gefragt, worin sie Gefahren für die Heimat sehen. An erster Stelle der Antworten stand die Aussage: »Dass viele alteingesessene Geschäfte schließen und dafür die immer gleichen Filialen großer Einkaufsketten aufmachen«. 78 Prozent der Befragten, die ihre Heimat in Gefahr sahen, wählten diesen Punkt aus. Mehr als zwei Drittel von ihnen beunruhigte die Zuwanderung aus dem Ausland, ebenso wie der Punkt, »dass sich alles immer schneller verändert«. Die Sorge um die Heimat, so scheint es, speist sich vor allem aus der Angst vor dem Wandel.

Die Jenniges nannte man im Dorf immer die Einsiedler. So einsam stand ihr rotes Backsteinhaus auf dem Feld, tausend Schritte von der Hauptstraße entfernt. Nackt im Garten liegen konnte man, hat keinen gestört. Heute trennt nur noch ein schmaler Weg den Hof von einer langen Reihe moderner Einfamilienhäuser, alle weiß, alle abgetrennt mit hohen Zäunen, dahinter Hecken aus Kirschlorbeer. »Weil der besonders schnell wächst«, sagt Anne Jenniges. »Und kein Vogel darin nistet.«

Sie referieren das lange Sündenregister der Neubürger, wie sie sie nennen: Sie grüßen nicht. Sie sind fremd. Sie sind hochnäsig. »Ich habe das Gefühl, dass die Neuen uns als Dorfdeppen sehen«, sagt Axel Jenniges. Er ist seit 35 Jahren selbstständiger Kälteanlagenbauer, er hat nie etwas anderes gemacht.

Wenige Schritte weiter entlang des Feldwegs tritt ein Paar durch das Gartentor. Inés Reinprecht-van de Sandt, eine fröhliche Frau von 46 Jahren, weiße Bluse zu rotem Lippenstift und farblich passendem Nagellack, und ihr Mann Nico, 47, kurze Hosen, saubere Joggingschuhe. Mit ihren Töchtern haben sie Anfang 2015 ihr Haus bezogen. Vor ihnen erstreckt sich das Feld, das links an den Hof der Jenniges grenzt. »Ich bin so glücklich, dass wir dieses Grundstück bekommen haben mit diesem Blick«, schwärmt Inés Reinprecht-van de Sandt und schaut über das unbebaute Feld. »Hoffentlich wird hier nichts hingebaut.«

Sie sind aus der Kölner Innenstadt herausgezogen, weil sie es ein bisschen grün haben wollten. Weil der Verkehr zu laut, die Wohnung zu klein war. Die Nachbarn hier kenne man schon aus der Bauphase, ähnliche Interessen, ähnliche Herausforderungen. Jetzt stehen rechts und links der hohen Hecken die gleichen Trampoline, Holzpferdchen und Gartenmöbel. Nur mit einem Nachbarn haben sie noch nie geredet: dem Bewohner des Backsteinhauses und seiner Frau. Bei ihnen habe man sich nicht vorgestellt. Aber das Tor sei ja auch immer zu, das Haus wirke abgeschottet. »Ich habe immer gedacht: Das ist wie bei Asterix«, sagt Inés Reinprecht-van de Sandt und lacht. »Das letzte gallische Dorf, und drum herum die ganzen Römer.« Wenn die Jenniges in dieser Analogie die Bedrängten sind, gehören die van de Sandts dann zu den Invasoren?

Spricht man mit weiteren Neu-Widdersdorfern, bekommt man nicht das Gefühl, dass einer von ihnen den Alt-Widdersdorfern etwas wegnehmen will. Wie die van de Sandts sind die meisten hergekommen, um ihren Kindern einen sicheren Raum zu bieten, in dem sie sich optimal entfalten können. Hier gibt es keine zugedröhnten Halbstarken, keine Arbeitslosen, nicht einmal Hochhäuser. Hier gibt es keine dunklen Wälder mit gefährlichen Ecken, stattdessen einen Golfplatz und lauter Vorgärten, in denen kein Unkraut wächst. Selbst die Mülltonnen sind akkurat eingezäunt, daneben meterhohe Skulpturen in Apfelform, Farboption Granny Smith. Sogar ein »Dorfsheriff« patrouilliert, so nennt sich der örtliche Bezirkspolizist selbst. Er steht frühmorgens in Uniform auf dem Gehweg, um die »Schulwegsicherung« zu gewährleisten, wegen der vielen SUV, die sich durch die schmalen Straßen zwängen. Auf tausend Erwachsene kommen 628 Autos.

Doch anders als früher gibt es nun ein »Die« und ein »Wir«. Im alten Teil des Dorfes hört man viele Klagen über die Neuen. Sie blieben unter sich, sie wollten sich nicht integrieren, sie kämen nicht

Hier gibt es keine zugedröhnten Halbstarken, keine Arbeitslosen, nicht einmal Hochhäuser. Doch anders als früher gibt es ein »Die« und ein »Wir«

Sowohl von Weitem (oben rechts) als auch aus der Nähe (unten links) ist Widdersdorf akkurat. Auf dem Bild rechts unten sieht man Axel Jenniges – und auf dem Bild links oben sein Haus wie einen Fremdkörper neben der neuen Siedlung.

zur Freiwilligen Feuerwehr, nicht in den Sonntagsgottesdienst, und sie würden auch nicht mit beim Dorffest helfen. Wer von denen, fragen die Alteingesessenen, wird denn hier begraben werden? Im neuen Einkaufszentrum am Ortseingang kennt man die anderen Kunden nicht mehr, dafür gibt es sechzig Sorten Mineralwasser. Kleine Geschäfte schließen, von ehemals fünf Kneipen ist noch eine übrig. Dafür fahren jetzt zahlreiche Lieferdienste und Versand-Laster durch die Straßen. Das Gasthaus »Zur Linde«, wo früher Tanzpartys veranstaltet wurden, wurde abgerissen. Jetzt baut ein Investor an der Stelle einen Gebäudekomplex mit dreißig Wohnungen. Poller blockieren die Durchfahrten vom neuen in den alten Teil. Viele Bewohner im Dorf hatten danach verlangt, damit die Autos der Neuen die Straßen nicht verstopfen.

Auf dem Dach der Jenniges wehen zwei Fahnen: eine des 1. FC Köln und eine in Schwarz-Rot-Gold. Jeder dürfe sehen, dass hier ein Deutscher wohnt, meint Axel Jenniges. »Ich muss sagen: Ich bin da auch stolz drauf.« Er blickt an der Fahnenstange hinauf. »Wir sind ein reiches Land, wo wir alle dran arbeiten, mit unserer Wirtschaftskraft, was andere Länder eben einfach nicht schaffen.« Damit sie nicht ausgeblichen und zerfranst im Wind hängen, kauft Jenniges die Flaggen immer im Dutzend und tauscht sie alle sechs Monate aus.

Die van de Sandts würden niemals eine Deutschlandfahne auf dem Dach hissen. Nation spielt für sie keine Rolle, Heimat ist für sie, wo ihre Familie ist. Sie sind viel herumgekommen. Wien, Siegerland, Marburg, Aachen. Vor fünf Jahren haben sie die Doppelhaushälfte gebaut. Erst mal wollen sie bleiben. Wenn allerdings ein neuer Job ruft, ist das Haus schnell wieder verkauft. »Ich dachte nie, dass das was fürs Leben ist«, sagt Inés Reinprecht-van de Sandt. »Aber wir wollten uns Eigentum anschaffen, auch weil es finanziell lukrativer ist.« Ein Zuhause als Geldanlage.

Beide Eltern gehen arbeiten. Nico van de Sandt pendelt jeden Morgen zu einer Maschinenbaufirma im Ruhrgebiet. Der Beruf von Inés Reinprecht-van de Sandt ist weniger eindeutig. Auf ihrer Webseite präsentiert sie sich als Beraterin, Personalreferentin, Logopädin und psychologische Trainerin. Dort schreibt sie über den »Burn-out als Chance« und bietet Coaching bei der Karriereplanung an. Im Wohnzimmer hat sie ein Wandtattoo angebracht mit Mantras und Sinnsprüchen, dort heißt es: »If you don't like your Job, quit.«

Die van de Sandts sind anpassungsfähig, flexibel, stets bereit, weiterzuziehen. Sie hängen ihr Herz nicht an Orte, sie brauchen sie nicht, um sich irgendwo zugehörig zu fühlen. Sie identifizieren sich über ihre Jobs, über ihre Reisen und Interessen. Zu Widdersdorf haben sie keine emotionale Bindung, eher eine Geschäftsbeziehung. Ein Standort, der in ihre aktuelle Lebensphase passt. Ihren beiden Töchtern soll die Welt offenstehen. Die Digitalisierung ermöglicht ihnen neue Arbeitsmodelle und Erleichterung im Alltag, die Globalisierung günstige Flugtickets nach Dubai und ganzjährig frische Ananas im Obstsalat.

Für die Familie van de Sandt (links unten) ist Widdersdorf nicht die Heimat, sondern ein Standort. Für immer zu bleiben war nie ihr Plan.

Anne Jenniges ist in dem Backsteinhaus mit dem Spitzdach aufgewachsen, ihr Großvater hat es gebaut. Ihr Mann und sie haben hier drei Kinder großgezogen, mit dem Geld, das der selbst gegründete Betrieb einbrachte. Nie könnten sie sich vorstellen, das Wort Heimat von diesem Ort zu lösen. Axel Jenniges öffnet das Gartentor und stapft über den Acker, der noch übrig geblieben ist. »Wir haben hier besten Mutterboden«, sagt er. »Nach der Lehmschicht kommen feinste Löss-Gegenden.« Er ist mit einem Landwirt befreundet, der in Widdersdorf Getreide und Gemüse anbaut. Als die Bau-Bagger kamen, war der untröstlich. Der gute Boden, zubetoniert als Unterlage für Häuser ohne Geschichte. »Aber die, denen das Land gehört, deren Heimat ist das ja nicht«, sagt Jenniges. »Manche Besitzer sind in der ganzen Welt verteilt. Die haben einfach nur viel Geld, aber wissen glaube ich gar nicht, dass die hier ein Grundstück haben.«

Erzählt man Wissenschaftlern von Widdersdorf, kommen ihnen die beiden Lager sehr bekannt vor

Erzählt man Wissenschaftlern von Widdersdorf, kommen ihnen die beiden Lager sehr bekannt vor. Die Frage, wie die Menschen zu Veränderung und Vielfalt stehen, sei ein neuer Grundkonflikt, beobachtet die Berliner Integrationsforscherin Naika Foroutan. Schon lange lässt sich in Studien eine neue Spaltung der Gesellschaft ablesen, die mit den alten Kategorien »links« und »rechts« nicht mehr beschrieben werden kann. Vielmehr spaltet sich die westliche Welt in diejenigen, die befürchten, auf lange Zeit durch neue Entwicklungen ersetzt zu werden, und auf der anderen Seite jene, die längst global denken, die weltoffen sind und tolerant. Auch mit dem unterschiedlichen Einkommen habe die Spaltung nichts zu tun, das belegen Studien, sondern mit dem Mindset, der Haltung. Der britische Publizist David Goodhart hat in einer Untersuchung beiden Gruppen griffige Labels angeklebt. Zum einen die »Anywheres«, also die, die überall leben können, weil sie gebildet sind und mobil. Zum anderen die »Somewheres«, das sind die, die einen festen Ort ihre Heimat nennen. Sie sind besonders verwurzelt, Vertrautheit und Sicherheit sind ihnen wichtig.

Seit dem vergangenen Sommer interessiert sich Axel Jenniges für Bienen. Vier Stöcke hat er im Garten. Die Bienen faszinieren ihn. Jedes Volk bleibt in seinem Stock, sie sind heimattreu. »Wenn die Biene das erste Mal fliegt, macht sie eine Erkundungstour, und dann weiß sie, wo sie hingehört.« Das Einflugtor zum Stock kontrollieren Wächterbienen. Es seien Pförtner, erklärt Jenniges, die vor fremden Bienen schützen. »Sie sagen: Du kommst hier nicht rein, es sei denn, du hast mir eine Belohnung mitgebracht.« Nur wer Pollen oder Nektar anbiete, dürfe die Grenze eventuell übertreten. Die Menschen, findet das Ehepaar Jenniges, könnten sich von den Bienen einiges abgucken. Vor allem Deutschland. »Hier darf jeder rein«, sagt Axel Jenniges bitter. »Wir schaffen das.«

Lange war die Identitätsfrage klar beantwortet: Wer hier geboren war, gehörte

Bank Austria Kunst

P
Privat

ACHTUNG!
Videoüberwachung

dazu. Wer lange hier lebte und sich anpasste, ebenso. Das hat sich geändert, im Kleinen in Widdersdorf genauso wie im Großen in Deutschland, ja sogar in der ganzen westlichen Welt. In Zeiten der Globalisierung, der Migration, der offenen Grenzen ist die Gesellschaft komplexer geworden, bunter, vielfältiger – aber eben auch komplizierter. Wer darf ein Land Heimat nennen? Und wer nicht? Soziologen diagnostizieren Identitätsstress. Ein Mittel dagegen hat noch niemand entwickelt. Viele Politiker vermuten es in der verstärkten Betonung vermeintlicher Traditionen, sie hängen medienwirksam Kreuze in Landesbehörden oder erfinden ein Heimatministerium – 144,5 Planstellen für ein Gefühl.

Das Wort »Heimat« ist verhältnismäßig modern. Erst um 1800 herum tauchte es in Zeitungen und Büchern auf. Es boomte in der Romantik, als die Menschen sich im zersplitterten Deutschland nach einer Nation sehnten, und wurde schließlich von den Nazis instrumentalisiert. In der Nachkriegszeit dümpelte es vor sich hin, bis es 2010 wieder häufiger in Texten verwendet wurde. Im Oktober 2015, als die Zahl der Flüchtlinge sprunghaft stieg, erreichte das Heimatfieber seinen bislang höchsten Wert.

Seitdem sich ihr Umfeld so verändert hat, haben die Jenniges ihren Freundeskreis enger gezogen. Etwa beim traditionellen Herbstfeuer. Früher waren ihre Partys berühmt, das halbe Dorf kam. Doch seit das Neubaugebiet da ist, feiern sie kleiner, nur mit guten Freunden, ohne die Nachbarn. Die Männer kennen sich von einem Kölner Karnevalscorps. Session für Session haben sie miteinander verbracht, in blau-weißer Uniform, auf dem Kopf den Federhut. Sogar in einer chinesischen Hotelanlage sind sie als Botschafter deutscher Kultur aufgetreten.

Der Grillmeister, ein Mann mit Schnauzbart und guter Laune, hat den Rost vollgeladen mit Steaks, Würstchen und Bauchspeck. »Fleisch sollte sein«, sagt er. Gott sei Dank gebe es keine Veganer in seiner Verwandtschaft. »Wenn ich nur grün essen wollte, wäre ich eine Kuh geworden.« Am Holztisch auf der Wiese sitzen die Herren. Am Essplatz vor der Hütte die Damen. »Das hat sich so ergeben«, sagt Axel Jenniges. »Ich kann den Gesprächen meiner Frau nicht folgen«, wirft sein Freund ein, »aber das ist in allen Kulturen so.« Schallendes Gelächter.

Früher war es in Widdersdorf ungefähr so wie jetzt im Garten der Jenniges. »Und jeder kannte jeden«, da ist sich der Herrentisch einig. Aufgebracht zeigt der Grillmeister rüber in Richtung Neubaugebiet: »Ich glaube nicht, dass einer, der da ein Haus hat, den Nachbarn zwei Häuser weiter kennt.« Jenniges pflichtet ihm bei. Ein Mann mit Zwirbelbart stellt sich vor als Mitglied der Widdersdorfer Dorfgemeinschaft, des Vereins, der sich um die Feste im Ort kümmert. Sie versuchten ja, die Neuen zu integrieren, sagt er. Sie hätten sie eingeladen in ihre Karnevalsgremien und die Organisationskomitees, vergeblich. »Das braucht doch Jahrzehnte – wenn überhaupt. Und dann sind die bestimmt schon wieder weggezogen!« Die meisten seien doch noch nicht einmal Rheinländer, »effektiv Ausländer«. Einige kämen sogar aus England. »Die haben nicht die Mentalität«, ergänzt sein Sitznachbar. »Das, was wir machen von klein auf: Karneval, feiern, Zusammenhalt – das haben die nicht!« Mit jedem seiner Sätze ist sein rheinischer Dialekt ein wenig rheinischer geworden, als wolle er sich selbst seiner Herkunft vergewissern.

Einige der Vorhaltungen, die das alte Dorf aus Jenniges Garten heraus dem neuen gemacht hat, sind leicht als Vorurteile zu widerlegen. Auch die Familie van de Sandt grillt mit den Nachbarn von nebenan im Sommer mal ein Würstchen, nur eben im kleineren Stil. Und sie sind in einer WhatsApp-Gruppe organisiert, wo sie Tratsch und Einkaufstipps tauschen oder abgelegte Sachen zum Verkauf anbieten. Die Nachbarn sind weniger emotionale Verbündete als Interessenspartner am selben Standort. Die meistens jungen Familien haben sich in der offenen, bunten und sich schnell verändernden Welt gut eingerichtet, sie kommen mit den neuen Herausforderungen klar.

Es ist auch ein Generationenkonflikt, nicht nur in Widdersdorf, in der ganzen westlichen Welt lösen sich alte Gewissheiten und Rollenbilder immer mehr auf. Ein Schwarzer kann US-Präsident werden, eine Frau deutsche Verteidigungsministerin, Muslime und Homosexuelle Bürgermeister, Landtagspräsidentin oder Parteivorsitzender, die Bundeskanzlerin lässt sich mit einer Dragqueen fotografieren, und das Wort »Zigeunerschnitzel« verschwindet von den Speisekarten.

Der Soziologe Aladin El-Mafaalani, Professor in Münster, vergleicht die neue Gesellschaft mit einem Esstisch, dessen Besetzung in den vergangenen Jahren immer vielfältiger geworden ist. Zuwanderer, aber auch Frauen und Homosexuelle setzen sich demnach nicht wie noch vor sechzig Jahren auf den Boden oder an den Katzentisch, um der vorherrschenden Gruppe den Tisch zu überlassen, sondern wollen nun auch ein Stück vom Kuchen. Mehr noch: bei der Rezeptur mitbestimmen. »Und das führt dazu, dass gerade die Personen, die vorher die Deutungshoheit und Privilegien hatten, diese langsam abgeben mussten«, sagt El-Mafaalani. »Teilhabe für die einen bedeutet teilen für die anderen.« Das sei zwar urdemokratisch und absolut fair – aber eben auch anstrengend, konfliktreich und ungemütlich für die Privilegierten. Und es provoziert Reaktionen.

Der Brite David Goodhart stellt in seiner Gesellschaftsstudie die These auf: Die Anywheres machen die Politik, auch wenn sie eine Minderheit sind. Mehr und mehr haben demnach in den vergangenen Jahrzehnten die gebildeten, flexiblen, mobilen Menschen den Diskurs bestimmt, sie

Seitdem sich ihr Umfeld so verändert hat, haben die alteingesessenen Jenniges ihren Freundeskreis enger gezogen

Michael Kaiser (unten rechts) sagt, er habe mit der Baufirma, die das neue Widdersdorf hochzog, dort durchaus auch eine lebendige Gemeinschaft hervorrufen wollen. Das ist nur zum Teil gelungen.

setzen sich ein für Gender Equality, Digitalisierung und Diversität. Auch früher waren Politiker Teile einer kleinen Elite, aber Helmut Kohl machte wenigstens Urlaub am Wolfgangsee, aß Saumagen und genehmigte Atomkraftwerke. Damit konnten sich die Somewheres identifizieren, heute sehen sie ihre Stellung in der Welt zunehmend bedroht. Goodhart schlussfolgert: Viele Somewheres rächten sich zuletzt bei den Wahlen und stimmten für Populisten. So gaben in Großbritannien fast drei Viertel der Brexit-Befürworter an, Feminismus, Umweltschutz, das Internet oder Zuwanderung für etwas Schlechtes zu halten. In den USA wurde ein Mann gewählt, der den Somewheres wieder Privilegien versprach, Grenzzäune und eine eindeutige, nationale, weiße, heterosexuelle Identität. In Österreich schaffte es mit der FPÖ eine Partei in die Regierung, die sich im Untertitel die »soziale Heimatpartei« nennt. Und in Deutschland stimmten AfD-Wähler in Studien häufiger als andere folgenden Aussagen zu: »Über mein Leben wird irgendwo draußen in der Welt entschieden«, und: »Die Globalisierung vernichtet Arbeitsplätze in unserem Land«.

Will man die Spaltung überwinden, wird man die verwurzelten Somewheres und die mobilen Anywheres zusammenbringen müssen. Nur wie?

Das Widdersdorfer Neubaugebiet wirkt an vielen Ecken leer, unbewohnt, unwirklich still. Der Sportplatz des Fußballvereins, in dem viele Einwohner Mitglied sind, ist sieben Meter tief im Boden versenkt und mit hohen Erdwällen umgeben worden, damit die Pfiffe des Schiedsrichters und die Jubelschreie der Spieler nicht stören. Die Holzhütte bei den Basketballkörben ist abends kaum noch Treffpunkt für die Jugendlichen, weil Anwohner ständig die Polizei rufen wegen der lauten Musik. Es scheint, als habe man vor lauter Harmoniebedürfnis ganz vergessen, dass Zusammenleben auch Reibung bedeutet. Der Soziologe Richard Sennett hat in ehemaligen Kriegsgebieten als Stadtplaner gearbeitet. Als Erstes, erzählt er, habe er immer Cafés und Kneipen konzipiert, als Orte, an denen Menschen zusammenkommen. Laut sein können. Er hält sie für lebensnotwendig.

Auch in Widdersdorf haben die Planer so einen Platz angelegt, der die Gemeinschaft fördern sollte. In der Ortsmitte liegt eine große, rechteckige Fläche, darauf Bänke, eine Reihe junger Bäume, aber obwohl es ein warmer Tag ist: keine Menschen. »Der Jakobsplatz war von uns gedacht als Treffpunkt von Alt und Neu zu gastronomischen Zwecken«, sagt Michael Kaiser von der Baufirma Amand, die Neu-Widdersdorf erschaffen hat. Aber ein geplantes Brauhaus sei nicht zustande gekommen, erzählt er. Viele Wirte würden die Lärmschutzauflagen scheuen. Der Wochenmarkt, den die Widdersdorfer sich gewünscht hatten, sei so schlecht besucht gewesen, dass die Händler ihre Stände nach kurzer Zeit nicht mehr aufbauten. Jedes Mal, wenn er hier vorbeifahre, sagt Kaiser, gebe ihm das einen Stich. »Wir haben hier nur eine Hülle geschaffen, ohne wirkliches Leben herzubringen.«

Kaiser will diese Leerstelle füllen. Der 51-Jährige arbeitete früher für eine Versicherung als Schadensregulierer, heute ist er Sprecher der Baufirma und ihr Konfliktlöser. In seinem privaten Wohnhaus am Rande des Golfplatzes hat er ein Amtszimmer eingerichtet, wo er regelmäßig Dorfbewohner empfängt. Wenn sie ein Anliegen oder Sorgen hätten, dann wendeten sie sich nicht zuerst an die Stadt, sondern an ihn. Ein Ersatzbürgermeister, ein Service am Kunden, gewählt wurde er nie. An der Zimmerdecke hat er Balken aus einer alten Kirche anbringen lassen, irrelevant für die Statik, aber elementar für den Heimateffekt. Dazu Secondhand-Möbel und allerlei Nippes, sogar eine Heiligenstatue. »Die Leute sollen sich hier durch die alten Klamotten umarmt fühlen«, sagt Kaiser und zeigt auf ein Hirschgeweih. Man dürfe ihnen keinen Nährboden für emotionale Irritation geben. Ein Miniatur-Heimatministerium, das er nebenbei als Abstellraum nutzt. Ein bis zwei Besucher kämen im Monat.

Vielleicht ist die Gemeinschaft in Teilen von Widdersdorf auch schlicht nicht mehr so notwendig wie früher. Von den Neuen sind etwa achtzig Prozent Eigentümer und verdienen gut. »Die meisten Gesellschaften mit einem gewissen Niveau an Reichtum haben bereits einen Rückgang der ehrenamtlichen Arbeit verzeichnet«, sagt der Soziologe Sennett. In Gesellschaften, die von der Landwirtschaft lebten, aber auch in den Großstädten der Entwicklungsländer seien die Menschen darauf angewiesen, sich untereinander zu helfen. »Werkzeuge teilen, mit Essen aushelfen, Geld leihen, wenn es einmal knapp ist«, sagt Sennett: »Eine solche Notwendigkeit kann nur geleugnet werden, wenn Menschen im Luxus leben.«

Inés Reinprecht-van de Sandt hat sich mal ehrenamtlich engagiert. Früher, mit 16, 17 Jahren, war sie Mitglied bei Amnesty International. Und bei den Grünen. »Ich hatte den Anspruch, die Welt zu verbessern«, sagt sie. Aber das habe sich gelegt. Sie habe sich gedacht: »Mensch, es gibt so viele Themen auf der Welt, die kann ich ja gar nicht alle ändern. Und das hat mich total erschlagen damals.« Immerhin, als vor drei Jahren Flüchtlinge in der Turnhalle untergebracht wurden, hat sie Kleidung gespendet und ein bisschen Deutsch-Nachhilfe gegeben. Während den Jenniges ganz schwindelig wurde angesichts der Hunderttausenden Fremden, die ins Land kamen, fand Inés Reinprecht-van de Sandt es mal ganz schön, jemandem konkret helfen zu können. Aber die Turnhalle war bald wieder leer. »Heute versuche ich, in meiner Arbeit Menschen zu helfen«, sagt sie. »Aber diesem großen politischen Engagement, dem gehe ich nicht nach, und da habe ich mittlerweile auch echt wenig Zeit dafür.«

Soziologen nennen das, was im Hause der van de Sandts und in vielen anderen derzeit geschieht, den »Rückzug ins Private«. Den Grund dafür erforscht der Kölner Psychologe Stephan Grünewald. Für seine Studie über die mentale Lage der Nation hat er Tausende tiefenpsychologische Interviews ausgewertet. Das Gefühl, nicht mehr zu wissen, wofür oder

An der Decke seines Amtszimmers hat Michael Kaiser Balken aus einer alten Kirche anbringen lassen – elementar für den Heimateffekt

wogegen man sich engagieren sollte, formulierten viele, sagt er. »Wir leben in einer sehr komplexen Welt, aber wir haben kein klares Leitbild mehr, wie diese Welt funktioniert.« Das überfordere die Menschen, und sie igelten sich ein – egal ob sie zu den Somewheres gehörten oder zu den Anywheres. Nur zögen sie daraus unterschiedliche Konsequenzen.

An einem Freitagabend im Winter, die Sonne ist längst untergegangen, arbeitet Inés Reinprecht-van de Sandt in ihrem Kellerbüro. Sie klickt sich gerade auf ihrem Laptop durch die Power-Point-Präsentation für das nächste Kundenseminar, da kommt die Tochter Greta, acht Jahre alt, hineingetappt und schmiegt sich an sie. »Wir haben uns den ganzen Tag nicht gesehen, ne?«, flüstert die Mutter und nimmt Greta in den Arm. Dann muss sie mit ihrem Mann noch Termine besprechen, das Treffen beim Japaner am Wochenende, die kommenden Drehtage von Greta. Seit Neuestem bringen sie die Tochter regelmäßig zu einem Filmset, weil sie die Kinderhauptrolle in einer Fernsehserie spielt und von einer Schauspielkarriere träumt. Da fahren sie die sechzig Kilometer gern.

Es sei manchmal schwierig, Job, Freizeit und Familie zu verbinden, sagt Inés Reinprecht-van de Sandt. »Aber es wäre für mich auch keine Option, nicht zu arbeiten.« Sie wolle unabhängig sein von ihrem Mann, selbst Geld verdienen, schon allein um sich abzusichern. Schließlich sei es heute längst nicht mehr so, dass man sich nach der Schule einen Job und einen Partner aussucht und beides dann ein Leben lang behält. »Heute ist nicht mehr so klar: Ich bin jetzt Bäcker in Köln und ich bleibe mein Leben lang Bäcker in Köln«, sagt sie. »Heute überlegen wir uns: Könnte man noch was anderes machen? Oder ziehen wir irgendwann woanders hin? Wenn es mit dem Mann mal nicht läuft, überlegt man: Kann es vielleicht noch etwas Besseres geben?« Und vielleicht, sagt die Frau mit der Shared-Space-Praxis, dem Homeoffice und der perfekt gestalteten Webseite, vielleicht sei es früher gar nicht mal so schlecht gewesen. »Ich weiß nicht, ob es besser ist, dass man immer diese Optionen hat im Leben«, sagt sie. »So viele, dass es uns richtig stresst.« Sie erlebe das bei sich selbst, aber auch bei Klienten.

Anne Jenniges, die Frau im Haus auf der anderen Seite des Feldwegs, hat in vielen Wahlmöglichkeiten nie einen Mehrwert gesehen. Sie meidet selbst den Supermarkt im neuen Einkaufszentrum. »Der ist mir zu groß«, sagt sie. Zu viel Auswahl erschlage einen doch. In ihrem Leben ist immer klar gewesen: Frauen kümmern sich vorrangig um die Kinder, Männer verdienen das Geld. Es ging ihnen gut, sie haben es nie infrage gestellt. Wenn die Jenniges von der »Work-Life-Balance« sprechen, dann mit ironischem Unterton.

Bald werden sie ihr Unternehmen an einen jungen Mann abgeben. Axel Jenniges scheint bei dem Gedanken unwohl zu sein. »Für die Jugend ist Freizeit das höchste Gebot«, sagt er. Die jungen Leute wollten lieber frei machen oder meldeten sich viel zu oft krank. »Aber die Arbeit muss getan werden, da muss jeden Monat die Kohle dastehen, zack, zack!«

Die Jenniges wirken besorgt, dass ihre Überzeugungen bald nicht mehr viel gelten. Fleiß, Familie, Heimattreue. Sie hätten sich gewünscht, dass ihre Kinder bei ihnen im Dorf bleiben. Genug Bauplatz im Garten ist da, auch eine Einliegerwohnung. Aber die steht leer. Die Kinder sind weggezogen. Die Jenniges hatten mal gedacht, das mit ihnen und dem Haus sei für immer. Das hat sich geändert. »Irgendwann wird vielleicht vorne das Schild stehen: For Sale«, sagt Axel Jenniges. »Nicht For Sale«, protestiert seine Frau. »Zu verkaufen.«

Wie muss ein Dorf aussehen, in dem Einwohner wie die Jenniges bleiben wollen, ohne dass sich Menschen wie die van de Sandts ausgegrenzt fühlen? Wie muss eine Welt beschaffen sein, in der sich Somewheres und Anywheres wieder aufeinander zubewegen? Der Soziologe Sennett glaubt, dass komplexe Umgebungen geschaffen werden müssen, wo sich Menschen über den Weg laufen und sich nicht durch Hecken und Zäune abgrenzen. Orte, an denen ganz unterschiedliche Menschen ganz unterschiedliche Dinge tun. »Zum Beispiel könnte man Einkaufszentren so umgestalten, dass es dort Schulen und Krankenhäuser gibt. Oder kleine Geschäfte wirklich fördern, Bars und Cafés schützen.« Aber die Pläne müssten vom Staat ausgehen, nicht von privaten Unternehmern. »Wir können von Leuten, deren Ziel es ist, Geld zu verdienen, nicht erwarten, dass sie sich darum kümmern, eine vielfältige Umgebung zu schaffen«, sagt Sennett. »Aber genau das haben wir immer gemacht: Wir haben unsere Städte in die Hände von Leuten gegeben, die Geld zum Bauen haben.«

Die Jenniges hätten sich gewünscht, dass ihre Kinder bei ihnen im Dorf bleiben. Bauplatz im Garten ist da. Aber die Kinder sind weggezogen

An einem kalten Vormittag steht Michael Kaiser mit seinem Chef Norbert Amand auf dem Golfplatz, den die Firma am Lärmschutzwall der Autobahn angelegt hat. Von hier können sie ihr Werk überblicken, bis zu den freien Ackerflächen, die sich am Ortsrand in Richtung der Umgehungsstraße ziehen. Aus der Finanzierung der Privatschule im Ort hat das Unternehmen sich zurückgezogen, die Stadt soll sich nun kümmern. Und ob die geplante S-Bahn-Trasse wirklich irgendwann hier verlegt wird, ist ungewiss. Stattdessen verfolgt die Firma andere Pläne. Widdersdorf soll weiter wachsen: 1800 bis 2000 zusätzliche Einwohner sind vorgesehen.

FABIENNE HURST und
JULIA FRIEDRICHS

Die Autorinnen sind Teil des Redaktionsteams »docupy« der Produktionsfirma Bildundtonfabrik und des WDR, das seit mehr als einem halben Jahr am Thema Heimat arbeitet. Die Dokumentation *Heimatland – oder die Frage, wer dazugehört*, in der es auch um Widdersdorf geht, ist in der ARD-Mediathek zu sehen.